

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Am toten See.

Roman von Robert Kohlrausch.

(Nachdruck verboten.)

### Erstes Kapitel.

Hell und sauber war es, das Dienstbotenzimmer in Schloß Gardhim. An den beiden im Augenblick weit geöffneten Fenstern hingen weiße Vorhänge schlaff herab, die Tische und Stühle waren aus ungestrichenem, reingescheuertem, weißem Holz; weiß leuchteten die Schürzen der Köchin und des Hausmädchens, weiß war auch der große, runde Blechschirm über der mächtigen Petroleumlampe, die von der Decke niederhing und ihr Licht über den weißen Raum ergoß.

Die drei Personen, die sich im Zimmer befanden, ruhten vom Tagewerk aus. Die Köchin hatte sich eine Brille aufgesetzt und häfelte an einem weißen Wolltuch für Wintertage. Das Hausmädchen saß ganz untätig ihr gegenüber am großen, länglichen Mittelstisch unter der Lampe und wehte sich mit ihrer Schürze Kühlung zu. Dabei warf sie vergeblich ladende Blicke auf den hübschen, jungen Diener, der, in ein Zeitungsblatt vertieft, ein wenig abseits von ihr saß und sich durch ihr Augenpiel nicht stören ließ. Er war ganz mit seiner Lektüre beschäftigt und strich sich nur zuweilen den kahlen, blonden Fusarenschnurrbart, den er aus der Militärzeit mit Erlaubnis der Herrschaft in das gegenwärtige Dienstverhältnis gerettet hatte.

So saßen die drei eine Weile; dann blickten sie gleichzeitig empor. Die weiße Tür zum Korridor öffnete sich — sie tat es mit jenem behaglichen Knarren, das alten Türen in altmodischen Häusern eigen ist, — und ein Mann trat herein, der sich mit einem roten, baumwollenen Taschentuch über das Gesicht fuhr. Es war der Kutscher Sürjahn, der nun mit knurriger Stimme rief: „Donnerwetter nochmal! Schodschwerenot nochmal! Ist das eine Bullenhitze heute abend!“

Die Köchin schob die Brille auf die Stirn und sah darunter her mißbilligend auf den Uebelgelaunten. „Herr Sürjahn,“ sagte sie dann vorwurfsvoll mit spitzigem Ton: „Wenn Sie die Bemerkungen über das Wetter nicht mit so abscheulichen Flächen begleiten wollten, so wäre das meiner Ansicht nach gebildeter.“

„Ach was, gebildet! Wenn einem das Wasser den Buckel hinunterläuft, kann man nicht auch noch groß gebildet sein. So 'ne Hitze ist mir hier überhaupt noch nicht vorgekommen, und ich bin doch nun schon beinahe dreißig Jahre im Schloß. Ein Wind weht heute, so schwül, als wenn er geradeswegs aus dem Dadofen herauskäme. Der Herr Verwalter hat ihm auch einen besonderen Namen gegeben; es war was Ausländisches, ich habe mir's nicht behalten. Aber daß ich schwitze, das weiß ich auch ohne den Namen.“

„Ich glaube, das tun wir wohl alle,“ versetzte die

Köchin mit unverminderter Würde. „Vom Fluchen wird das aber nicht besser.“

Der Kutscher horchte nicht viel nach ihr hin, sondern setzte den eigenen Gedankengang fort.

„So ähnlich war es vor sechs Wochen, eh' wir den großen Windbruch hatten —“

„So heiß war es nicht,“ widersprach die Köchin.

„So heiß natürlich nicht. Es war ja noch Mat, und heute haben wir den zweiten Juli. So ein Wetter aber war's, genau so war es damals. Dieser Wind —“

„Wir wollen hoffen,“ unterbrach ihn die Köchin, „daß wir heute nacht nicht wieder was Ähnliches erleben. Ein Gewitter gibt es, das fühle ich ganz deutlich in meinem rechten Bein, und wenn die Schmerzen so bis in die große Zehe hinuntergehen, dann kommt es tüchtig.“

„Das war eigentlich schrecklich damals mit dem Windbruch!“ jagte das Hausmädchen mit einem Augenaufschlag, den sie gern verwendete, wenn der hübsche Diener in ihrer Nähe war. „Dies Heulen und Pfeifen und Krachen, und am andern Morgen dann alle die schönen Bäume am Boden — wie umgemäht. Ach, und der Pavillon, den es auch mit zerstört hat! Vorigen Sommer haben wir dort manchmal abends gegessen, und Ihr Vorgänger, Franz, hat uns was erzählt. Er war sehr unterhaltend, Ihr Vorgänger.“

Der Diener, den sie also anzujacheln suchte, sah nur flüchtig von der Zeitung auf, in die er sich wieder vertieft hatte, und sagte mit beleidigender Kälte: „Wirklich? Na, wir können ja nicht alle gleich sein.“

Diese Antwort erfreute den Kutscher, der den Kopf ausgezogen und sich in Hemdärmeln auch an den Tisch gesetzt hatte. „Bravo!“ rief er. „Nur immer die Frauenzimmer abfallen lassen, nur nicht auf ihre schönen Reden hören! Tun Sie alles, Franz, aber lassen Sie sich nicht einfangen. Heiraten Sie nicht, heiraten Sie nicht!“

„Ach, was verstehen Sie alter Junggeselle denn vom Heiraten?“ fragte das Hausmädchen mit einer verächtlichen Kopfbewegung.

„Gerade genug. Denn es hat ausgereicht, um mich davor zu bewahren. Uebrigens meine ich, daß man just hier im Hause keine große Ursache hätte, ein Loblied aufs Heiraten zu singen.“

„Das ist leider Gottes wahr!“ gab die Köchin zu, die sich dabei zum ersten Male in Uebereinstimmung mit dem Kutscher zeigte. Das war Wasser auf seine Mühle, und er knurrte die Worte jetzt noch lebhafter hervor. „Ja, habe ich nicht recht? Haben wir nicht hier vor Augen ein Beispiel von einer unglücklichen Ehe? Müssen Sie mir das nicht selber bestätigen, Fräulein Sophie?“

So als Autorität angerufen, stimmte die Köchin ihm zum zweiten Male bei, wenn sie auch gewohnten Widerspruch nicht ganz unterdrücken mochte.

„Zawohl, recht haben Sie, Herr Sürjahn. Aber das

hat nichts mit dem Heiraten im allgemeinen zu tun, sondern nur mit dem Heiraten im besonderen.“

„Wieso meinen Sie das?“  
„Ach, das wissen Sie doch so genau wie ich selbst. Wenn der Herr Baron sich in seinen Kreisen eine Frau gesucht hätte, dann wäre die Sache gut gewesen. Aber warum hat er diese Theaterprinzessin heiraten müssen? Wenn der Herr Baron selig das wüßte, der den ganzen Tag nur über seinem Stammbaum und seinen Familienpapieren saß, der drehte sich im Grabe um. Noch niemals ist es dargewesen — er hat oft mit mir gesprochen und von seinen Vorfahren erzählt — noch niemals, daß einer von ihnen aus seinem Kreise heraus geheiratet hat. Und das tut überhaupt niemals gut. Meine Mutter selig hat schon immer zu mir gesagt: ‚Sophie, hat sie gesagt, wenn du mal heiraten willst, sieh nicht nach oben und nicht nach unten, sieh auf deinegleichen.‘“

Der Kutscher hatte sich, nachdenklich geworden, auf dem Kopfe gekräftigt. „Na, gegen die Frau Baronin an sich möchte ich doch nichts einwenden,“ warf er jetzt bedächtig ein, und gleich kam eine Zustimmung von den beiden jüngeren Dienstboten.

Langsam die Zeitung sinken lassend, hatte auch der Diener mehr und mehr auf das Gespräch gehorcht. Er sagte jetzt und wurde ein wenig rot, indem er sprach: „Die Frau Baronin ist doch eine so schöne Frau! Und so vornehm und so gut —!“

„Ja, gut ist sie wirklich,“ bestätigte das Hausmädchen, das froh war, den Diener jetzt reden zu hören. „Ich kann mich gar nicht über sie beklagen. Vor drei Tagen erst hat sie mir wieder eine seidene Bluse geschenkt, ganz wie neu, hellgelb und mit Spitzen. Am nächsten Sonntag will ich sie anziehen. Vielleicht bin ich dann schön genug für den Herrn Franz, daß er einmal mit mir ausgeht.“

Einer Antwort wurde Franz enthoben; denn die Köchin, die mit ausdrucksvoller Bewegung hoben einen Faden von ihrer Hälelei abgebißten hatte, nahm wieder energisch die Führung der Unterhaltung. „Das ist alles eins. Ich sage nichts gegen die Frau Baronin. Wenn sie geblieben wäre, wo sie hingehörte, da möchte die Sache wohl ganz in Ordnung sein. Aber gleich und ungleich soll sich nicht gesellen.“

„Solche Vorurteile kennt man doch eigentlich heutzutage nicht mehr.“ Das Hausmädchen warf sich in die Brust als Vertreterin freidenkerlicher Jugend, doch löschte die Köchin gleich ihr Kampfesfeuer. „Sie haben überhaupt noch gar nicht mitzureden. Wer noch nicht länger als drei Jahre hier im Schlosse ist, hat den Mund zu halten. Herr Sürzahn und ich, die wir schon beim Herrn Baron selig in Diensten waren, wir wissen es, wie hier die Sachen stehen.“

„Jawohl,“ sagte der Kutscher, „so ist es. Wir haben das alles mit angesehen, wie es nach und nach so gekommen ist. Zu Anfang, in den ersten beiden Jahren nach ihrer Heirat, sind ja die zwei wohl ganz glücklich miteinander gewesen. Ich sage das ungern, weil ich grundsätzlich gegen das Heiraten bin, aber ich muß es zugeben. Und hinterher ist ja dann das Unglück auch ganz richtig gekommen; seit einem halben Jahr ungefähr ist es da. Wer von den beiden die Schuld daran trägt, das kann ich nicht entscheiden. Aber ein alter Dienstbote hat offene Augen und sieht, was er sieht.“

„Jawohl, jawohl,“ bestätigte Sophie mit einem tiefen Seufzer.

Sürzahn aber fuhr fort: „Wie kommt es denn sonst, daß der Herr Baron jetzt so oft nach Berlin und anderswohin fährt? Er allein, was er sonst nie getan hat. Vor drei Tagen erst habe ich ihn wieder zur Bahn fahren müssen, und er ist noch nicht wieder zurück. Warum streiten die beiden so oft miteinander, und warum ist die Frau Baronin von unten weggezogen in den ersten Stock hinauf, ganz in den äußersten Flügel vom Schlosse?“

„Ach, das hat doch wohl nichts damit zu tun,“ sagte der Diener und errödete abermals unter seinem blonden Schnurrbart.

„Mir hat die Frau Baronin gesagt, weshalb sie da hinaufgezogen ist, — ich habe ja die Möbel dort umrücken müssen. Weil sie die Sonne und die Wärme liebt, hat sie gesagt, und weil doch ihr neues Wohnzimmer dort nach dem Süden liegt. Früher, sagt sie, hat sie das Zimmer nicht so gern gemocht, aber jetzt hat es eine so schöne, weite Aussicht, weil doch der Windbruch den Wald niedergelegt hat. Nun kann sie bis Längin hinübersehen, und wenn die

Sonne darauf scheint, blüht sogar der tote See herüber, hat sie gesagt.“

„Hat sie gesagt, jawohl,“ wiederholte Sophie verächtlich und setzte die Häkelnadel mit einem verstärkten, kriegerischen Eifer in Bewegung. „Wenn alles nur wahr wäre, was die Menschen sagen! Schöne Redensarten sind es, womit Sie die Frau Baronin dumm gemacht hat, junger Mann. Sie können das eben noch nicht unterscheiden. Ich aber sage Ihnen: darum allein ist sie nach oben hinaufgezogen, weil sie da hübsch weit entfernt ist vom Herrn Baron, der seine gewohnten Zimmer im Erdgeschoß niemals aufgeben wird. Die Zimmer, wo schon sein Vater selig und sein Großvater gewohnt haben. Ein Skandal ist es, aller Welt so zu zeigen, was kein Menschen erfahren sollte.“

Das Hausmädchen zuckte rebellisch die Achseln. „Nun, ich kann es keiner Frau verdenken, wenn sie einem Manne aus dem Wege geht, der sie schlecht behandelt. Wie du mir, so ich dir. Scheiden ließe ich mich ohne weiteres von ihm — und sie will das auch, soviel ich neulich zufällig gehört habe. Und wenn sie es einweisen macht wie er und sich auch nach was anderm umsieht und auch ihre kleinen Heimlichkeiten hat —“

„Was für Heimlichkeiten?“ Sophie hatte die Arbeit sinken lassen und fragte mit strengem Ton, der aber zugleich lebhaftes Neugierde verriet. „Wissen Sie was von Heimlichkeiten bei der Frau Baronin?“

„Oh, ich will nichts gesagt haben.“  
„Aber Sie haben etwas gesagt. Und wenn Sie dafür vielleicht die seidene Bluse geschenkt bekommen haben, damit Sie den Mund halten —“

„Aha, die seidene Bluse! Die hätten Sie wohl selbst gerne gehabt, Fräulein Sophie?“

„Ich kaufe mir, was ich brauche. Und ich würde mir niemals erlauben, etwas zu tun, was dem Herrn Baron mißfallen könnte, in dessen Diensten ich stehe. Und ich meine, daß es gerade genug ist, wenn schon das Unglück über einem Hause hängt —“

„Ich brach sie ab. Ein heller Glodenton, dem nach ganz kurzer Pause ein zweiter folgte, war in ihre Worte hineingeklungen. Der Kutscher warf einen Blick auf die runde Uhr an der Wand und sagte: „Das gilt Ihnen, Franz. Was mag das bedeuten? Es ist schon über halb elf; da klingelt sie doch sonst nicht mehr.“

Franz war bereits eifrig aufgesprungen und vertauschte rasch einen blauweiß gestreiften Drillrock mit einer schwarzen Livree, die an einem Hakenbört hing. „Nein, das kommt selten vor. Es muß wohl was Besonderes sein. Aber ich werd' es ja gleich hören.“

Damit ging er hinaus auf den Korridor, der das Gebäude in seiner ganzen Längsrichtung von einer Schmalseite zur andern durchzog und in der Mitte das geräumige Treppenhaus kreuzte. Das Dienstbotenzimmer lag am äußersten Ende von diesem Korridor, und Franz wandte sich rechts hin auf das Treppenhaus zu. Dort brannte eine einzige, große, schmiedeeiserne Laterne, die nur mattes Licht in die beiden Korridorhälften sandte. Bevor der Diener jedoch seinen Fuß auf die unterste Stufe der nach oben führenden Treppe gesetzt hatte, blieb er in lebhafter Ueberraschung stehen. Denn ihm entgegen von oben herab kam die Baronin selbst und rief ihm schon im Gehen eine Frage zu: „Wo sind Sie gewesen, Franz? Haben Sie nichts gehört?“

(Fortsetzung folgt.)

### Der alle Soldat.

Von Kurt Münzer.

Als der Krieg von 1870 ausbrach, war er ein Bub von zehn Jahren; und er konnte sich später nie auf diese Zeit besinnen, er, der doch zum Helben geboren war. Er wurde früh Waise, tat hier und da kleine Dienste, kam zum Militär, wo sie den bärenstarken schönen Kerl gern behalten wollten, aber er hatte schon sein Lebensideal: wie sein Vater wollte er Gewächträger am Bahnhof seiner kleinen deutschen Heimatstadt werden.

Welches Leben! Ein Zug nach dem andern, Menschen ausgepien, Menschen verächtlich! Dieser lustige Lärm, diese Verdünnung! Zischender Dampf, Glockensignale! Und er selbst mitten darin, ruhig, gelassen, mit schönen Woffern besaden, ein treuer Führer ratloser Reisender! Und so lehrte er sein. Schau da ein Held. Er hatte die Rettungsmedaille; einmal hatte er ein Liebespaar gerettet, dessen Segelboot gekentert war. Aber nur das Gerücht seiner Tat ging im Städtchen um; er schwieg davon.

So war er mit zweieinzwanzig Jahren Gebäckträger am Bahnhof, fest angestellt, schön, stark, mit guten blauen Augen, bald der beliebteste aller Kollegen. Die Reisenden bevorzugten ihn, der Frohsinn seines Gesichts zog an. Und er liebte sein tätiges bewegtes Leben. Freunde gewann er nicht, denn er liebte nicht die üblichen Vergnügungen. Lieber wanderte er am Freitagnachmittag über Land und freute sich der Natur.

Aber an einem nassen windigen Abend ereilte ihn sein Mannes-schicksal. Da fand er auf dem Bahnsteig ein ratloses Mädchen in häuslicher Tracht und erfuhr, daß sie eben Witwe geworden, aus ihrem Dorf komme, um hier ihre Stelle als Dienstmagd anzutreten. Gerade begannen seine Freistunden, und so führte er sie nach dem Haus ihrer neuen Herrschaft. Er erfuhr ihren Namen, aber so sehr sah sie zu Boden, daß er sich später umsonst ihrer Augen zu erinnern suchte. Johanna hieß sie, Johanna.

Zwei Wochen lang dachte er unaufhörlich an das stille angstvolle Kind, dann traf er sie. Aber da war sie schon nicht mehr schüchtern, lächelte ihn mit braunen Augen an und war einverstanden, am Sonntag mit ihm vor die Stadt zu gehen.

Da hatte er nun sein Erlebnis! Das erste, das auch sein einziges bleiben sollte. Alle vierzehn Tage holte er sie zu einem Spaziergang ab. Sie hätte lieber getanzt, aber er konnte nicht tanzen. Sehnsüchtig ging sie an den Wirtshäusern vorbei, aus denen Musiklänge ertönte.

Ein Jahr später hielt er feierlich um sie an. Sein Gehalt reichte für zwei. Von seinen Ersparnissen konnte man sich Stube und Küche einrichten. Lebrigens hatte auch sie — was er gar nicht wußte — ein Sparfassenbüchlein.

Sie erschrak, als er ihr seine Liebe gestand, sie lief davon. Sie liebte ihn ja nicht. . . . Vielleicht haßte sie ihn damals schon. Das Leben, von dem sie träumte, war ganz anders.

Aber sie stand allein auf der Welt, und ihre Herrschaft redete ihr zu. Schließlich war er brav, nüchtern, gesund, sparsam. Und so zog sie sechs Wochen später als seine Frau mit ihm in die winzige hübsche Wohnung.

Dort, in dieser Enge, unausweichlich nebeneinander, gerieten sie ins Gland des Herzens und der Seele. Er liebte sie mehr von Tag zu Tag. Und sie haßte ihn, mehr von Tag zu Tag. Sie war überhaupt nicht für Ehe und Mann geschaffen. Sie wollte Arbeit und dann Vergnügen, ein derbes harmloses Vergnügen: Bier Musik, Tanz; dann heimgehen, schlafen und erwachen zu einer Woche Arbeit. Zartheiten des Herzens, Schönheiten des Gemütes — das war ihr fremd. Ihr kinderliches, madonnenhaftes Gesicht lag.

Aber sie war aufrichtig, sie gestand es dem Mann. Oder die Abneigung war zu groß, um verborgen zu werden. Nun sahen sie beide in dem kleinen Sofa, jeder in einer Ecke, und starren in das furchtbar verwickelte Leben. Er liebte sie doch! Mit jedem Tropfen Blut, jeder Faser Fleisch und Nerv. Und sie schauderte vor ihm zurück.

Unergründliches Rätsel! Es gab keinen besseren Mann, keinen treuer Liebenden — aber sie liebte ihn nicht.

Ein Jahr lang schleppten sie diese Ehe mit sich. Endlich glaubte der Mann einen Hoffnungsstimmer wahrzunehmen: seine Frau veränderte sich — wenn die Mutter würde? . . . Aber ehe er sie noch fragen oder es sicher raten konnte, war sie verschwunden. Plötzlich, eines Tages, spurlos.

Er suchte sie nicht. Er achtete den Willen des Menschen. Sie wollte fort — also mußte er sie lassen. . . . Er wartete ein Jahr in der kleinen Wohnung. Dann gab er sie auf, verkaufte die Möbel und mietete sich eine Schlafstelle bei alten, stillen, fast tauben Leuten. Und das Leben, das nun wieder so einsetzte, wie er es vor seiner Liebe geführt, ging fast dreißig Jahre ungestört dahin.

Zweimal erschütterte ihn etwas. Einmal, zwei Jahre nach der Flucht seiner Frau, erreichte ihn das Gerücht, daß sie in einer nahen Stadt lebe. Sie solle einem Kinde, einem Knaben das Leben gegeben haben, der nun schon anderthalb Jahre alt sei, und sich und ihn durch Waschen und Bügeln erhalten.

Ein Kind von ihm. . . . Er erriet sie. Des Kindes wegen war sie von ihm gegangen, sie wollte nichts mit ihm gemein haben. Gewiß liebte sie das Kind, und sie konnte es nicht mit dem Manne teilen. Lieber arbeitete sie allein dafür, nur nicht mit dem Verhassten zusammenleben! — Er verstand das. Trotzdem fuhr er in die Stadt hinüber. Sie hatte seinen Namen nicht abgelegt. Er fand ihre Spur, aber er hörte, daß sie unlängst die Stadt verlassen habe. Man wußte nicht, wohin sie sich gewandt. Als hätte sie geahnt, daß er sie suche.

Sein Kind! Er liebte es. Er liebte ja auch die Frau noch immer. Die beiden waren das Glück, das wahrhafte Leben — er stand fern.

Und noch einmal, zehn Jahre später, erzählte ihm jemand aus der Stadt, er hätte in Berlin seine Frau gesehen, an der Hand einen großen schlanken Jungen, beide einfach, aber sauber gekleidet, mit trohen Gesichtern, wohlgenut und gesund.

In den nächsten Nächten schlief er nicht. Er hatte das Recht und die Macht, beide zurückzuholen. Aber — wußte sein Sohn überhaupt von ihm? Vielleicht hatte seine Mutter ihm erzählt, sein Vater sei tot. . . . Und gab es überhaupt ein Recht auf einen Menschen? Ist nicht jeder frei? Nicht einmal Liebe darf sich anmaßen, ein Herz zu fesseln. Nur Liebe und Gegenliebe, also freie Wahl und Selbstbestimmung darf zwei Menschen zusammenhalten.

Aber dennoch fuhr er zweimal nach Berlin und ging durch die große Stadt, irrte durch alle ihre Quartiere. Nur einen Schimmer der beiden sehen, die geliebte Frau, den unbekanntem Sohn. . . . Er traf sie niemals. Er lehrte heim. Aber den alten Frieden fand er nicht wieder.

So alterte er. Er wurde früh grau, aber er blieb gesund und stark, war immer freundlich, nur still wurde er, ganz still, lebte für sich, grübelte viel, las Bücher über Leben und Tod und wurde ein schöner, gütiger, alter Mann. Von Frau und Kind hörte er nie mehr etwas.

Als er fünfundsünzig Jahre alt war, brach der Krieg aus. Da riß es ihn hin. Mitmachen, ausziehen, dreinschlagen! Sein Selbstenblut erwärmte sich. Er hatte wie ein Held das Unglück getragen, nun wollte er auch sein Leben ausnützen, es hingeben als Segen für die Heimat.

Er fuhr nach Berlin, wo der Sohn seines alten Hauptmanns nun selber Hauptmann war, im gelben Garderegiment. Zu dem brang er vor, wies seine starken Glieder, wies errötend die Rettungsmedaille und erreichte es, daß er sofort als Unteroffizier mit hinaus konnte.

Schon bei Böttich war er dabei! Er war der älteste Unteroffizier im Regiment und der tapferste. Ein langer grauer Bart wuchs ihm. Alle überragend, sah er wie ein guter Geist aus, der das Heer begleitete. Der Tod scheute ihn. Die Kugeln streiften ihn nur, schlugen keine tiefen Wunden in sein stahlhartes Fleisch.

Er der Älteste, schien der Jüngste. Er war der Unerschrockenste, der lauteste Sänger. Ganz verwandelt sprühte er von Wis und guter Laune. Mit einem Scherzwort riß er die ganze Kompanie zusammen. „Vater“ riefen ihn die Soldaten. Es war ein Liebeswort.

Aber manchmal, nachts, sah er im Unterstand und sann: sein Sohn? . . . war er auch im Feld, in der Schlacht? und sorgte sich die Mutter daheim um ihn? Waren sie vielleicht schon auf derselben Straße marschiert?

Er kam nach dem Osten und wieder nach dem Westen. Ein Kriegsjahr war um. Zwei Kreuze hatte sich der alte Soldat verdient. Dann lag er bei Arras, kämpfte bei Souchez in den Hölenschlachten, blutete, lachte, stürmte allen voran.

An einem Abend mußte sein Bataillon plötzlich aus dem Quartier, um in ein wüstes Gefecht entscheidend einzugreifen. Die Franzosen gingen mit verzweifelter Mute vor. Beim Sturm verlor der alte Soldat seinen Helm. Sein langer Bart das gewachsene Haar schlug wie graue Flammen aus seinem glühenden Gesicht. Als Erster erreichte er den Hügel, um den der Kampf ging. Und er sah zwei Franzosen, die mit ihren Gewehrkolben auf einen Deutschen eindrangen, der gestolpert war. Er schlug sie nieder, eins, zwei, ganz schnell, so aus dem Handgelenk. In dessen sprang der deutsche Soldat auf. Der Alte sah ein ernstes, braunes Mannesgesicht, aus dem ihm etwas Wunderbares grühte.

„Danke, Kamerad!“ rief der andere und drang vor. Der Alte blieb bei ihm. Schon wich der Feind, stieß sich zurück. Der Mond ging auf. Aus den französischen Stellungen klaperten die Maschinengewehre. Nieder! Die Stellung war behauptet. In die Gräben zurück. Aber ehe sie untertauchten, redte sich der junge ernstbraune Soldat auf und drohte, vom Jörn übermächtig, hinüber zum Feind. Da warf ihn der Alte um. Er wußte, warum. Die Kugel traf ihn. In die Brust, ins Herz. Er war sofort tot, der andere lebte.

Der Soldat, dem er zweimal das Leben gerettet hatte, begrub ihn selbst. Er staunte: das Namenstäfelchen auf der Brust des Alten zeigte den Namen, den er auch trug. Aber er wußte nicht, daß es sein Vater war, der für ihn gefallen.

Er konnte nicht einmal seiner Mutter davon berichten, denn er hatte keine Mutter mehr.

Er legte einen Kranz auf das Grab seines Lebensretters. Ahnungslos stand er am Grabe des Vaters. Und doch — war das Leben dieses alten Helden nicht wunderbar erfüllt, reich und schön? Kommt es darauf an, zu wissen? In einer höheren Weise darf man diesen Alten, da er starb, glücklich nennen! Sein Leben war Segen gewesen.

## Kühdliede auf das Weltkriegsjahr 1915.

V.

### Die Eroberung Westrußlands.

b. Von der Eroberung Warschans (5. August) bis zum Fall von Wilna (18. September).

Mit der Eroberung Warschans fängt abermals ein neuer Kriegsabschnitt an. Außerlich prägt sich das schon in einer Neu-einteilung der gewaltigen im Osten stehenden Truppenmassen aus. Bis dahin wurde immer nur von einem nord- und einem südlichen Kriegsschauplatz gesprochen. Von jetzt ab tritt eine Scheidung in vier voneinander unabhängige Befehlsbereiche ein. Als Zusammenfassung der in einem jeden dieser Befehlsbereiche kämpfenden Truppen wird die bisher unbekanntete Bezeichnung „Heeresgruppe“ gewählt. Die nördlichste dieser Heeresgruppen steht unter Hindenburgs Oberbefehl, daran schließt sich eine neugebildete unter dem Prinzen Leopold von Bayern (etwas nördlich und südlich von Warschau), darauf folgt im südlichen Polen die Heeresgruppe Mackensen und hierauf in Galizien der

österreichische Befehlsbereich. Doch ist die Heeresgruppe Madenschen stark mit österreichischen und die österreichische stark mit deutschen Truppen unterteilt. Anfang September wird Feldmarschall von Madenschen Oberbefehlshaber der gegen Serbien bestimmten Truppen, und General von Linington tritt an seine Stelle. Doch kommt dies in den amtlichen Berichten aus naheliegenden Gründen erst sehr viel später, etwa Mitte Oktober, zum Ausdruck.

Unverkennbar ist in diesem Abschnitt auch das Zahlenverhältnis für die Verbündeten erheblich günstiger geworden, teils wohl wegen eigener Nachschube, teils aber — und zwar aus diesem Grunde hauptsächlich — wegen der ungeheuren bisherigen Verluste der Russen. An Gefangenen hatten sie seit dem Dunajec-Durchbruch rund drei Viertel Million Menschen verloren. Dazu die ungeheuren blutigen Verluste und die Verminderung des Kampfwertes, welche ein so lange anhaltender Rückzug auch auf die übrig gebliebenen Truppen unvermeidlich ansäuben muß.

Es war daher ein ununterbrochener Siegeszug, welcher die sechs Wochen zwischen dem Fall von Warschau und demjenigen von Wilna ausfüllte.

6. August. Die Armeen der Generale von Scholz und von Gallwitz brechen den russischen Widerstand zwischen Lomza und Bugmündung (mittleres Polen). Vorläufiges Ergebnis: 14 000 Gefangene, 6 Geschütze, 69 Maschinengewehre usw.

10. August. Truppen der Armee von Scholz erkünnen Lomza; einschließlich der Kämpfe der beiden vorhergehenden Tage 10 000 Gefangene.

17. August. Die Festung Kowno (Gouvernement Suwalki) wird im Sturm genommen; 4000 Gefangene.

19. August. Die Festung Neu-Georgiensk (westlich von Warschau), die einzige der russischen Festungen, bei der es überhaupt zu einer eigentlichen Belagerung kam, wird im Sturm genommen. 85 000 Gefangene (darunter 15 Generale), über 700 Geschütze und ungewöhnlich viel Kriegsmaterial.

21.—23. August. Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern, welche südlich des Narew über die Eisenbahnlinie Bialystok—Brest-Litowsk auf den Bialowieskaforst vordringt, macht in diesen drei Tagen 11 000 Gefangene und erbeutet 25 Maschinengewehre.

25. August. Brest-Litowsk wird in den frühen Morgenstunden von Westen her durch österreichische Truppen unter Feldmarschall-Leutnant v. Arz und von Nordwesten her durch das 22. brandenburgische Reservekorps gestürmt.

26. August. General v. Vefeler wird zum Generalgouverneur des ganzen unter deutscher Verwaltung stehenden Gebietes im Osten ernannt. Der Sitz der Verwaltung wird von Kalisch nach Warschau verlegt.

26. August. Die Festung Olita wird kampflos von den Russen geräumt.

27. August. Die russische Front in Ostgalizien wird zwischen Sologory und Brzesan in einer Breite von 30 Km. erneut eingedrückt. 6000 Gefangene, die Zahl steigt am nächsten Tage auf 10 000.

31. August. Monatsergebnis an Gefangenen und Beute: Von den deutschen Truppen genommen: 2000 Offiziere, 297 000 Mann, 3000 Geschütze, 7000 Maschinengewehre; von den österreichischen Truppen 190 Offiziere, 53 000 Mann, 34 Geschütze, 23 Maschinengewehre.

3. September. Der Brückenkopf von Friedrichstadt wird gestürmt; 3400 Gefangene.

3. September. Die Festung Grodno mit sämtlichen Forts fällt; 3600 Gefangene, 6 schwere Geschütze.

6. September. Österreichischer Sieg bei Podkamen (Nordostende von Galizien), zunächst 3000 Gefangene, in den beiden nächsten Tagen weitere 5000.

11. September. Wesentliche, bei den Russen an der Sereth-Dinie angekommene Verstärkungen geben ihnen eine gewaltige zahlenmäßige Uebermacht und ermöglichen ihnen vorübergehende Erfolge über die Oesterreicher.

13. September. Geschlossene Vorrücken aller drei deutschen Heeresgruppen im Osten; im Hindenburgschen Befehlsbereich werden 5200 Gefangene gemacht, 17 Munitionswagen, 13 Maschinengewehre, sowie viel sonstiges Kriegsgeschütz erbeutet.

17. September. Zusammenbruch der russischen Gegenoffensive in Ostgalizien, die Russen ziehen sich in Unordnung wiederum an den Sereth zurück.

18. September. Wilna wird von Teilen der Armee des Generalobersten v. Eichhorn besetzt; 22 000 Gefangene, 3 Geschütze, 72 Maschinengewehre, viel Vagage.

Beschränkung macht erst den wahren Meister! Und diese Beschränkung finden wir nach dem Falle Wilnas in dem Plane der deutschen Heeresleitung, sich nämlich in Rußland mit dem bisher Erreichten vorläufig zu begnügen und das Kriegsziel: „Die völlige Niederwerfung der Gesamtheit unserer Feinde“ an anderer Stelle zu erzwingen. Das alles natürlich unbeschadet des Strebens, auch hier nicht nur unsere Stellungen dauernd zu besetzen und, wo es ohne Einfluß großer Opfer möglich ist, auch noch weiter vorzuschieben, sowie namentlich die während des Sommerfeldzuges allmählich herangereisten Früchte (Riga, Dünaburg usw.)

nachträglich einzuernten. Schon Anfang September aber fanden, wie wir nachträglich erfahren haben, erhebliche Truppenverschiebungen nach dem Westen statt und die Balkan-Armee wird neu gebildet; zweifellos also sind wir mit der Einnahme von Wilna auf dem Punkte angekommen, von dem ab sich unsere Taktik dem moskowitzischen Koloß gegenüber ändert. Westrußland ist erobert und sicher in unserer Hand! Der Höhepunkt des Krieges ist erreicht! Das inzwischen angebahnte Bündnis mit Bulgarien ermöglicht uns, eine neue, große, kühn entworfene und sorgsam vorbereitete Aufgabe in Angriff zu nehmen!

## Vermischtes.

\* Knoblauch als Heilmittel gegen Darmkatarrh, Cholera und Dysenterie. Sehr glückliche Erfolge mit der Verwendung von Knoblauch als Heilmittel bei gefährlichen Darmkrankheiten hat der österreichische Arzt Dr. Eugen Marcovici erzielt. Er verwendet, wie ein Bericht der bei Dr. Walther Rothschild in Berlin-Wilmersdorf erscheinenden „Klinisch-Therapeutischen Wochenschrift“ mitteilt, auf Grund älterer, der Wissenschaft bekannt gewordenen Erfahrungen, den Knoblauch zur Erzielung einer Dämpfung auf die Bakterienentwicklung im Darm. Zuerst wandte er bei einigen Fällen von chronischen Darmkatarrhen die gewöhnlichen Knoblauchknollen in rohem Zustande in Gaben von ein bis zwei Knollen, verbunden mit dreimal 0,5 Salol täglich, an; und bei allen behandelten Fällen wurde ein Verschwinden der unangenehmen Symptome, ein rasches Wiederauftreten des Appetits und eine vorteilhafte Einwirkung auf den gesamten Organismus ohne irgendwelche Nebenwirkungen erzielt. Des weiteren hat Marcovici in einem Wiener Garnisonsspital 40 schwere und mittelschwere Fälle von Dysenterie behandelt, und zwar wurde diesmal ein Präparat gebraucht, welches aus ausgekochten, gesunden Knoblauchknollen hergestellt war, die bei möglichst niedriger Temperatur getrocknet wurden. Die trockenen Knollen wurden zu feinem Pulver vermahlen, von dem 0,4 mit 0,1 Salol zu Tabletten gepreßt wurde. Dieses Knoblauchpräparat, das mit dem Namen *Alphen* bezeichnet wird, erwies eine außerordentlich günstige Wirkung auf die behandelten Dysenteriefälle. Die gleiche Erfahrung wurde bei weiteren 30 Fällen dieser Krankheit im Jolierhospitale Bielefeld gemacht. Dasselbst hat nun Marcovici im Verein mit Dr. Max Schmitt auch noch 24 Fälle von Cholera mit *Alphen* behandelt, und zwar mit so günstigem Erfolge, daß die Krankheitserscheinungen innerhalb von 3 bis 6 Tagen verschwunden waren. Die Refonvaleszenz war kurz und ohne folgenden chronischen Darmkatarrh. Es scheint hiernach, daß die Heilkunde im Knoblauch, zumal in der Form des *Alphen*präparates, ein sehr beachtenswertes Mittel im Kampfe gegen die Darmkrankheiten gewonnen hat.

\* Die größte Vogenbrücke der Welt. Der Bau der größten eisernen Vogenbrücke der Welt wurde, wie der „American Scientific“ berichtet, im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten ausgeführt. Die Brücke wird die Gleisdämme der Pennsylvania- und der New-Haven-Bahnen in New York verbinden. Zu diesem Zwecke muß der East River überquert werden, und dies geschieht durch den neuen Brückenbau, der aus Stahlbögen in einer Spannweite von über 300 m besteht. Die vierseitige Brücke, die nahezu fertiggestellt ist, stellt aber nur einen Teil des ganzen Viaduktes dar, der selbst der größte auf beiden Seiten des Ozeans sein wird. Die ganze Konstruktion, die die beiden genannten Eisenbahnlinien verbinden wird und von Long Island nach The Bronx führt, muß sich über eine Länge von 6185 m erstrecken. Die Herstellung des gesamten Baues erfordert nicht weniger als 72 000 Tonnen des besten Stahls. Demnach wird die Brücke an Materialverbrauch, an Größe, Gewicht und Kostenaufwand einen Weltrekord bedeuten.

\* Ausrücht! Auch Frankreich ist in diesen Kriegszeiten keineswegs durch Ueberfluß an Lebensmitteln gesegnet, wie sich aus folgendem, vor einem Pariser Ritualienladen angebrachten Plakat entnehmen läßt: „Täglich Ankunft einer Ladung kastischer Eier zu billigen Preisen! . . .“

## Logogriph.

Mit e bin ich am Wagen tief verborgen,  
Doch ich allein muß alle Lasten tragen;  
Du hättest keine Nacht und keinen Morgen,  
Wollt' ich einmal der Welt den Dienst verjagen.

Mit t bin ich ein Ding aus Holz und Eisen,  
Bermüdet ist, was ich einmal erlasse.  
Mit en siehst du mich auf Schneiseisen  
An einem See als Berg mit hohler Gasse.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

Weiß	Schwarz
1. Dg5 — c5	Tb5 nimmt c5
2. Lh4 — d8+	Ka5 — b5
3. St7 — d6 1/2 Matt.	